



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1928**

11 (1928)

---

# Caritasblüten

Nr. 11

November

1928

## Wer hilft dem Christkindlein?

**B**ald kommt die traute Adventszeit, die uns vorbereitet auf die Ankunft des lieben Christkindleins. Ja, könnte man in Tausende von Herzen sehen, wie viele Weihnachtswünsche würde man entdecken. Große und kleine Wünsche für Spiel und Scherz, für Küche und Kleidung, für Haus und Hof, für Wissenschaft und Muse, für Werkstatt und Palette, für Reisen zu Wasser und Land, für Jagd und Sport, für Mode und Kunst, und wer weiß, was für Herzens- und Seelenwünsche sonst noch!

Gott sei Dank würden wir aber auch noch Wünsche finden fürs Christkindlein selbst, große, selbstlose, heiße Wünsche für seine Ehre und die seines himmlischen Vaters, für sein Reich und für die Rettung aller Seelen, für die es Mensch werden wollte. In welchen Seelen finden wir diese Wünsche? Oft, wo wir es am wenigsten ahnen: im tiefen Schacht der Erde bei schwerem Hammerschlag, auf hoher Alm, im feinmöblierten Salon und im armen Mansardenstübchen, in der Stube des Gelehrten und in der Scheune des Landmanns, im Gewühl der Großstadt und auf stiller Heide. Überall schlagen trotz der gottentfremdeten Welt auch noch Herzen für die Interessen Gottes. Ganz besonders aber finden wir diese Wünsche in den Herzen jener, die im Dienst der Seelenrettung arbeiten. Nicht nur der Missionar, auch die einfache, schlichte Missionschwester hat nur einen Wunsch: „Herr, gib mir Seelen!“

Und diesen Herzenswunsch können alle Leser und Leserinnen unserer schlichten Caritasblüten erfüllen helfen. Wie? —

Durch ein tägliches kleines Gebet, durch Liebesgaben für die armen Heiden, durch Unterstützung junger Missionarinnen, durch Hilfsmittel für die Missionschule. Das arme Christkindlein nimmt alle Gaben, wie klein sie auch seien, an als ihm selbst geschenkt und vergilt sie mit göttlicher Freigebigkeit.

Die Redaktion.

## Ährenlese in der Mission.

### Dankbare Kinderherzen.

Einige Tage nach dem Hinscheiden unserer guten, alten Schwester Elisabeth, welche Sakristanin und Handarbeitslehrerin in Mariannahill war, ging ich am Abend in der Dämmerung mit einer meiner Mitschwestern wie gewöhnlich zur Schule. Der Weg führte uns durch den Friedhof. Da erblickten wir an der Hecke ein paar kleine Mädchen von ungefähr 9 und 11 Jahren. Das größere Kind trug einen Kranz, gewunden von den schönsten Feldblumen, und das kleinere hatte einen dicken Blumenstrauß in den Armen. Meine Begleiterin fragte die beiden Kinder, wohin sie so spät am Abend noch gehen wollten. Ganz schüchtern und ängstlich entgegnete die Ältere: „Wir haben einen Kranz gewunden und Blumen gepflückt und sind nun gekommen, sie auf das Grab unserer lieben Schwester Elisabeth zu legen.“

„Aber seid ihr denn nicht bange im Dunkeln und könnt ihr den Weg nach Hause wieder finden?“

„Wir sind nicht bange, wir laufen schnell wieder nach Hause“, antwortete die tapfere Kleine, obwohl sie einen sehr weiten Weg über Berg und Tal zurückzulegen hatten. Munter traten sie den Rückweg an.

Über eine solche aufrichtige, dankbare Liebe dieser Kleinen waren wir tief gerührt, zudem wir wußten, wie viele Opfer sie gebracht hatten, um diese Tat ausführen zu können. Ob die Eltern von den kleinen Ausreißern etwas davon wußten? — Ihre verstorbene Lehrerin hat sich sicher über diese Dankbarkeit der Kinder im Himmel gefreut. Schwester Oktavia, Mariannahill.

\*

Von Walezo aus gehen immer noch viele Seelen in den Himmel hinauf. Vor 14 Tagen ist hier ein weißer Araber gestorben. Er war ein zäher Mohammedaner und war schon zum dritten Male bei mir. Jeden Tag mußte er Wasser haben, um sich zu baden, denn er betete den Koran. Ich ließ ihn ruhig beten und brachte ihm das Wasser sogar oft selbst. Eines Tages wurde er nun schwer krank, und ich sah bald, daß an eine Besserung nicht mehr zu denken war. Da gerade Oktober, Rosenkranzmonat, war, hatte ich das Vertrauen, daß er nicht ohne die heilige Taufe sterben würde. Ich setzte mich zu ihm und fragte ihn, ob er etwas vom lieben Gott hören wolle. „Ja, gerne,“ war die Antwort, „alles, was Du mir sagst, glaube ich.“ Dann unterrichtete ich ihn, und er ging auf alles ein, entsagte laut dem Mohammed, und ich taufte ihn auf den Namen Joseph. Er lebte dann noch zwei Tage. Wenn ich morgens zu ihm kam, küßte er zuerst unser Kreuz und dann beteten wir zu-

sammen. Sein Tod war ganz friedlich, seine Hände hatte er über der Brust gefaltet.

Einige Tage darnach wurde eine Araberin zu uns gebracht, und zwar von ihrem Manne auf einem Wagen. Der Mann sagte zu mir: „Ich bringe Dir meine Frau, weil sie immer sagt: Bringe mich nach Walezo!“ Ich sah gleich, daß ihr Zustand zum Sterben war und der liebe Gott ihre Seele wollte. Am zweiten Tage ließ sie sich taufen und fünf Minuten nachher ging sie ein in die Freuden des Himmels. Da kam ihr Mann,



Schwestern-Friedhof in Mariannhill, Süd-Afrika.

war sehr unzufrieden und machte mir Vorwürfe: „Meine Frau war schon lange krank und ist nicht gestorben, aber sobald man sie hierher gebracht hat, ging es zu Ende.“ Ich erwiderte kein Wort und dachte nur, die Seele sei es schon wert und sie sei ja jetzt gerettet.

Solche Stückchen könnte ich Ihnen viele erzählen. Es muß für diese Armen besonders geopfert und gebetet werden, denn es ist oft wunderbar, wie Gottes Vorsehung sie zu uns schickt. Ja, viele kommen hieher, aber auch viele werden auf dem mohammedanischen Friedhof der Insel Zanzibar begraben, die nicht getauft sind. — — —

Schwester Friedberta, Walezo.

**Lourenco-Marques.** Vorgestern ist eine von unsern Kleinen in den Himmel gegangen. Die Kleine war erst seit einigen Monaten hier bei uns mit einem achtjährigen Schwesterchen und einem vierjährigen Brüderchen, sie selbst war erst sechs Jahre alt. In der Stadt herrschen seit einigen Monaten unter den Kindern Keuchhusten und Masern, und so fiel die Kleine diesen Kinderkrankheiten zum Opfer. Am Sonntag nachmittag fuhren zwei Damen im Auto vor und sagten, es sei ein Kind gestorben und die Mutter des Kindes wolle nicht ins Haus gehen und habe sie zu uns geschickt, damit wir das Kind herrichten sollten. Ich fragte dann, ob die Kleine bei uns in der Schule war, worauf sie „nein“ sagten. Auch wußten sie mir nicht den Namen der Familie zu nennen, obschon sie Nachbarn sind. Ich sagte dann, sie möchten im Hospital eine Krankenpflegerin holen, die würde das besorgen. Bald darauf kamen sie wieder und brachten die Mutter des Kindes mit. Die arme Frau hatte durch den plötzlichen Tod ihres Kindes am Verstand Schaden gelitten und bestand darauf, sie könne nicht ins Haus zurückkehren, wenn ich nicht mit ihr ginge. Jetzt sah ich, daß es die Mutter einer unserer Kleinen war. Was blieb mir da übrig, als mitzugehen? Ich nahm Schwester Antonia mit. Ich mußte mich von der Kleinen fern halten wegen der Ansteckungsgefahr für die Schule. So machte Schwester Antonia das Kind fertig, und ich tröstete die wirre Mutter. Der arme Vater, ein Marine-Offizier, wußte sich nicht zu helfen und hatte noch mehr Leid, seine Frau in solchem Zustand zu sehen. Wir nahmen die Arme dann wieder mit und ebenso die beiden anderen Kinder. Sie blieben dann bei uns, bis der Vater sie am Abend holte und in einer anderen Familie unterbrachte. Gestern wurde die Kleine begraben. An der Spitze des Leichenzuges fuhr ein Pater mit dem Sakristan im Auto, dann folgte das Leichenauto, hinter demselben unsere Kinder mit Blumen und Kränzen und dann einige Herren und eine Reihe Autos mit Leidtragenden. So nobel wird man hier in Afrika begraben. Der hochwürdigste Herr Bischof wollte heute die Familie besuchen.

Schwester Gerardis, Lourenco-Marques.

\*

**Ratschitz.** Ich hatte ein Mädchen gestraft, weil es gestohlen hatte. Daraufhin versuchte dasselbe, die anderen Kinder, die aus seiner Heimat waren, aufzuheben, mit ihm davonzulaufen. Zwei gingen auf seinen Vorschlag ein. Die Sache wurde geheim betrieben, aber sie kam mir doch zu Ohren, und so beobachtete ich sie. Alles wurde bereit gemacht, die Koffer heimlich aus dem Kofferzimmer herausgenommen, die Kleider gerichtet usw. Als ich am Nachmittag vor dem Tabernakel kniete, sagte ich unwillkürlich: „Lieber Heiland, wenn die Agenia nicht davonläuft, so will ich daraus

erkennen, daß du mich doch noch liebst.“ Ugenia ist ein sehr gutes Kind und hatte sich nur von den beiden andern aufheben lassen; sie war jedoch jetzt diejenige, die immer zur Ausführung des Planes drängte. Alle Freude am Spielen und an den Schulaufgaben war dahin und es war keine Hoffnung, daß sie bleiben würde. Am Abend vor dem Tag, an dem sie nun fort wollten, kam Ugenia zu mir und sagte, daß sie nach Hause gehen möchte. Ich erwiderte ihr: „Du darfst gehen, aber zuerst bezahlst Du Dein Schulgeld.“ Nach kurzem Besinnen sagte sie: „Ich bleibe hier.“ Seit dieser Zeit ist sie wieder die alte, ein gutes, folgsames Kind. So gab mir der liebe Heiland einen Beweis seiner Liebe.

Schw. Erika.

---

Der hochwürdige Herr Pater Rektor von Neuenbeken hielt am 14. Oktober einen Missionssonntag mit zwei Predigten und einem Lichtbildervortrag. Darauf entschloß sich die Gemeinde, von nun an für eine unserer ärmsten Missionsstationen zu sammeln.

Wer macht's nach?

---

## Löwenplage und Löwenjagd.

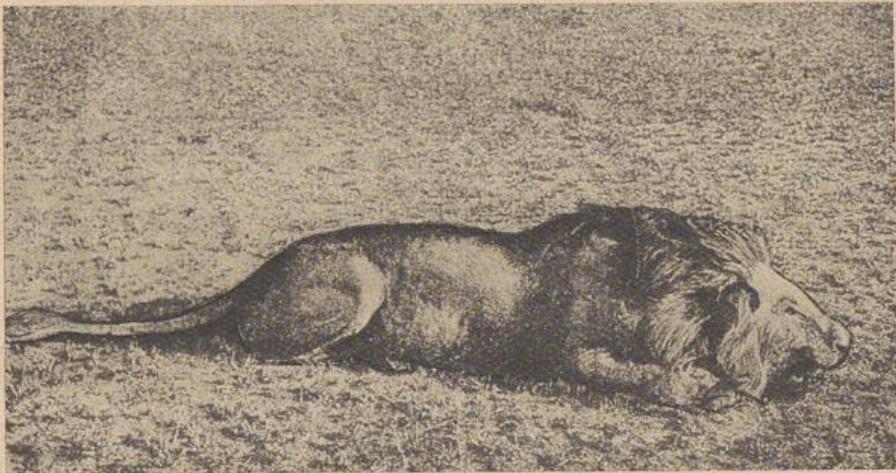
**S**eit ungefähr einem Jahr wurde Morogoro und seine Umgebung so von Löwen geplagt, daß man sich bei einfallender Dunkelheit kaum vor die Türe wagte. Die Stadt Morogoro und deren Bahnhof wurden zu allererst und am meisten belästigt. Tag für Tag kam der Löwe und holte den Leuten Hunde und Katzen weg. Ja, wiederholt kam er am hellen Tage sogar bis auf den Biermarkt, so daß die dort befindlichen Leute in die Häuser flohen und Herr Löwe wieder ruhig abzog, nachdem er sich eines Hundes bemächtigt hatte. Sogar bis zur Ngoma, dem öffentlichen Tanzplatz, kam er, wo die Leute natürlich erschreckt und sprachlos auseinander stoben. Kurz, das gefürchtete Raubtier machte den Leuten so viel zu schaffen, daß bald in aller Munde nur der Löwe besprochen wurde und allerhand Märchen entstanden. Bald hieß es überall, daß das kein natürlicher Löwe

wäre, sondern ein Mensch, der sich in einen Löwen verwandelt hätte. Auf dem Bahnhof sollte er einen stattlich gekleideten Mann überfallen, aber nicht getödtet sondern ausgezogen haben und mit den Kleidern auf den Markt gegangen sein. Dort verkaufte er die Kleider und wurde dann wieder in einen Löwen umgewandelt. So wurde es immer bunter mit der Löwengeschichte, und der in Schrecken geratene Sultan Kingo rief schließlich alle seine Untertanen zusammen und machte ihnen sehr ernste Vorwürfe. Unter anderem sagte er: „Ihr wißt alle, daß unsere Voreltern verboten haben, in unseren Feldern Reis zu pflanzen; warum habt ihr das Verbot übertreten und habt Reis gepflanzt? Da habt ihr jetzt die gerechte Strafe. Die Löwen wollen jetzt nicht mehr in ihrem Revier in der Steppe bleiben und sich von Wild nähren, sondern sie wollen jetzt unter Menschen leben und sich von ihren Haustieren nähren. Das ist die Strafe dafür, daß ihr das Verbot übertreten habt; ihr könnt jetzt selbst zusehen, wie diese Löwenplage wohl endigen wird.“

Auch die Regierung tat alles, um die Löwen zu vertilgen. Es wurden Fallen gestellt, indem ein kleines Häuschen von Pfählen errichtet und ganz mit Dornengestrüpp umgeben wurde; nur ein kleines, schmales Türchen blieb frei, über dem ein geladenes Gewehr aufgestellt war, an dessen Hahn eine starke Schnur gebunden wurde, deren anderes Ende man an einem Pfahl unten am Boden befestigt hatte. In dem Häuschen wurde eine Ziege angebunden. Kam nun der Löwe, um sich die Ziege zu holen, so mußte er unwillkürlich mit seinem Schädel an die Schnur stoßen, die am Hahn befestigt war, und die Kugel ging ihm direkt in den Kopf. So gelang es der Regierung, mehrere dieser Bestien zu töten. Auch Soldaten wurden zur Löwenjagd ausgesandt, doch war der Erfolg nicht so groß, wie mit den Fallen. Aber obwohl mehrere Löwen auf diese Weise erlagen, wollte die Löwenplage doch nicht im geringsten abnehmen. Erst nach langer Zeit ließen diese Raubtiere die Stadt und den Bahnhof in Ruhe, kamen dann jedoch näher zu unserer Missionsstation, die ungefähr eine Stunde weit von der Stadt entfernt liegt. Hier besuchten sie fast täglich die Mission und brüllten oft mitten im Hofe. Nicht selten spielten sie im Garten und zertraten ganze Beete. Auch in dem neuangepflanzten Mubogo (Maniok)feld hausten sie einmal in solcher Anzahl, als hätte man eine kleine Herde Vieh hineingelassen. Zuweilen gingen sie, sobald es dunkel war, von Haus zu Haus und suchten einzubrechen, weshalb sich dann ein fürchterliches Geschrei um Hilfe unter unsern Christen erhob. Doch, Gott sei Dank, Menschenleben hat es nicht gekostet; aber viele, viele Ziegen mußten auf diese Weise den Löwen ein Leckerbissen werden. Diese Plage dauerte noch ziemlich lange, bis endlich die Grasbrände anfangen und die Leute fleißig ans Bebauen ihrer Felder gingen. Da

zogen sich die Löwen, wie es scheint, in die Steppe zurück, und wir hatten nun wieder Ruhe und Frieden.

Ein neuer Zwischenfall nährte den Aberglauben des Volkes. Man holte von weit her einen großen Zauberer, welcher den Leuten verkündete, daß diese Löwen nicht Tiere, sondern ein Mensch waren, der sich in 10 Löwen verwandeln konnte. Er wies diesen vermeintlichen Menschen, Chuma mit Namen, streng zurecht und verbot ihm sein Zaubermittel von jetzt an, selbst es auch nur anzuschauen; denn in dem Moment, wo er dieses tun würde, spalte sich sein Kopf und er würde sofort sterben. Der Beschuldigte willigte in alles ein, als wenn es wirklich so wäre, und versprach, sein Zaubermittel nicht mehr ansehen zu wollen. Das Volk jubelte über diese Entdeckung und glaubte



sich nun vor den Löwen ganz sicher. Als aber die Regenzeit begann, kamen unsere Bestien wieder zurück und die Löwenplage war dieselbe wie im vorigen Jahre. Sie war um so größer, als diesmal der König der Raubtiere seine brüllende Stimme nicht mehr hören ließ, sondern sich unbemerkt in die Stadt Morogoro einnistete. Die Enttäuschung der abergläubischen Leute war groß und sie riefen: „Uns hat der Zauberer betrogen oder Chuma treibt sein Geschäft weiter.“ —

Eine unserer Nachbarstationen Lugoba hatte ebenfalls im vorigen Jahre viel mit Löwen zu kämpfen und wurde die ganze Strecke in große Aufregung versetzt. 17 Menschenleben waren bereits zum Opfer gefallen und immer konnten sie den Missetäter nicht erreichen. Der „weiße Herr“, so nannten sie den Löwen, war so gefürchtet, daß nach 4 Uhr nachmittags sich niemand mehr vor der Türe sehen ließ. Trotz mehrerer Versuchen gelang es nicht, seiner habhaft zu werden, und der lähne

Löwe wurde immer übermütiger. Als einmal drei Männer nach 6 Uhr abends ihres Weges gingen, holte er sich den aus der Mitte heraus und verschwand damit im Dickicht. Nun war die Geduld des Volkes erschöpft. „Jetzt, oder niemals mehr“, sagten sich die bedrängten Leute, „jetzt muß er getötet werden, koste es, was es wolle“. Die Schwarzen haben kein Telephon, aber sie haben ein Schlagwort, das Telephondienst ersetzt. Das Wort „Kondo“ in kläglich gedehntem Ton gerufen, bringt Hunderte von bewaffneten Männern in Bligeseile zur Stelle. Dieses Wort darf aber bei ihnen nur in größter Lebensgefahr angewendet werden. Nicht lange und der überaus klägliche Kondo-Ton drang durch die Lüfte nach allen vier Himmels- gegenden. Sofort warfen sie alles, was sie gerade in Händen hatten, weg und griffen nach ihren Waffen. Mit Flinten, Lanzen, Ästen und Buschmessern liefen sie wie rasend zur Stelle. Der Älteste des Dorfes mußte diesen Ruf dem nächstliegenden Dorf vermitteln, und bald waren ganze Ortschaften zusammen- geeilt. Nun wurde der Tapferste von ihnen ausgewählt, um die Spuren des Löwen auffindig zu machen. 20 bis 30 Mann wurden ihm zur Hilfe gegeben. Alle andern umzingelten das Gebüsch. Damit aber für die ersteren infolge der vielen Flinten keine Gefahr entstehe und der Löwe nicht auf sie zustürze sondern vor ihnen fliehe, erhoben die letzteren ein fürchterliches Geschrei. (Nach heidnischem Aberglauben darf bei dieser Schreierei der Löwe nicht genannt, sondern muß mit einem Pseudonamen angerufen werden.) Aus mächtigen Männerkehlen tönte nun der Ruf „Fungo, Fungo“, das heißt „Tier des Schlafes“, worauf die Nachfolgenden noch kräftiger antworteten „magona“, das heißt „schlaf wohl“. Der erschreckte Löwe floh vor ihnen, aber er war ja von seinen Feinden umzingelt, die auf ihn lauerten. Sobald er durch die Flucht zum Vorschein gekommen war, wurde er mit einem Hagel von Schüssen überschüttet. Schwer verwundet nahm er eine andere Richtung, in welcher ihm dasselbe Los zuteil wurde, bis der König der Wüste endlich besiegt am Boden lag. Nun war der Jubel übergroß und nach heidnischer Sitte schallte der bekannte Freudenton „Cum- pagna“ durch die Lüfte, worauf von allen Seiten ein mächtiges „Eeeee“ antwortete. Alt und jung, Frauen und Kinder strömten zusammen, um den Löwen zu sehen. Sie wußten vor Wut nicht, was sie dem toten Tier noch antun sollten. Mit Flinten zerschossen sie ihn nochmals in Fehen, und Lanzen und Buschmesser mußten die vollständige Vernichtung vollenden. Kinder, deren Mütter der Löwe gefressen, Männer, deren Frauen seine Beute geworden, weinten bitterlich. — Zwei Tage mußte der tote Feind liegen bleiben, damit jeder ihn noch sehen konnte. Endlich verbrannten sie ihn. Alle aber, die diese Löwenjagd mitgemacht haben, behaupten in ihrem Aberg-

glauben hoch und teuer, daß das kein gewöhnlicher Löwe gewesen sei, sondern, daß er ganz weiß und viel größer war als andere seinesgleichen. Man spricht noch immer in ganz Eugoba von dem gefürchteten weißen Löwen.

---

Die Missionschule in Neuenbeken bei Paderborn  
benötigt für die Schülerinnen ein gebrauchtes, wenn auch kleines  
Harmonium.

Die Profura ist arm. Wer hilft ihr, auf billigem Wege zu einem solchen Instrument zu kommen? Musik spielt im Missionsleben eine große Rolle und ist ein unentbehrliches Bekehrungsmittel.

---

„Wie kommt es, daß Sie nie schlechter Laune sind?“ fragte man eine Frau, deren schwerkgeprüftes Dasein man kannte. „Lassen die Ungerechtigkeiten der Menschen und die Widerwärtigkeiten der Dinge Sie ganz kalt?“

„Ich empfinde sie wohl,“ sagte sie, „aber sie verwunden mich nicht.“

„Sie haben also einen besonderen Heilbalsam?“

„Ja,“ gab sie zur Antwort, „gegen die Leiden, die die Menschen über mich bringen, habe ich die Liebe, und gegen die Widerwärtigkeit der Dinge habe ich das Gebet, und ich sage mir bei jeder blutenden Wunde: „Gott will es!“



Die Tür zum Himmel ist eng und niedrig; siehe daher diejenigen, die am schnellsten hineingelangen. Es sind:

Die Demütigen, weil sie klein sind.

Die Armen, weil sie nichts haben.

Die Gehorsamen, weil sie sich fügen können.

Die Reinen, weil sie ungefesselt sind.

Die Barmherzigen, weil sie sich ihrer Habe entäußert haben.

Die Geduldigen, weil die Not des Lebens sie gebeugt hat.



Denken, was wahr ist; fühlen, was schön ist; und wollen, was gut ist; daran erkennt der Geist das Ziel des vernünftigen Lebens.

Platen.



Provinzialoberin  
Mutter Hilaria Poll.

### Totenglöcklein!

Am 9. Oktober brachte ein Telegramm aus der Mariannhiller Mission, Süd-Afrika, die Hiobspost, daß unsere geliebte und sehr geschätzte Provinzialoberin, Mutter Hilaria Poll, am 6. Oktober im 63. Lebensjahre verschieden ist. Ihr Verlust wird schmerzlich empfunden. Näheres bringt die nächste Nummer.

Am 2. Oktober hauchte die junge Schwester Theonita (Angela Köster) ihre schöne, engelgleiche Seele aus, und zwar im Missionshaus in Neuenbeken. Sie litt schon mehrere Jahre mit bewunderungswürdiger Geduld als echte Opferseele und hat sicher durch ihre Hingabe an Gottes Willen und ihr stilles Leiden nicht wenig zur Seelenrettung beigetragen.

R. I. P.

## Auf Wiedersehen im wahren Vaterhaus!

Erzählung aus dem Missionsleben von J. P.

(Fortsetzung.)

**B**ah! das meinst du nur. Trohe dem Befehl! Jage diese fremden Teufel davon und das ganze Volk wird auf deiner Seite sein. Dann möchte ich sehen, ob man es wagen wird, dich zu strafen.“  
„Wie, du willst mich überreden, den Befehlen des Sohnes des Himmels, unseres Herrn und Kaisers, zu trotzen? Weißt du auch, was das heißt?“

„Ich weiß es wohl! Aber diese Fremdlinge, besonders ihre Priester, haben den Sohn des Himmels verzaubert, behegt, daß er nun tun muß, was sie wollen.“

Der Mandarin stöhnte. „Ach, mir scheint es selbst so!“

„Ja, ein Hegenwerk dieser Teufel ist es,“ fuhr das Mädchen, immer mehr in Leidenschaft geratend, fort; „denn sonst würde der Kaiser, den Gott segnen möge, nicht befehlen, jene zu schützen, die unser Land stückweise wegnehmen. Und eine bessere Religion wollen sie uns bringen? Das mag auch eine Religion sein!“ schloß sie geringschätzig. „Einen gekreuzigten Missetäter beten sie an und feiern ihm zu Ehren die wildesten Feste.“

Kuang-fu rannte wieder auf und ab und rang die Hände. „O wenn ich doch wüßte, was ich tun soll!“

Haope, so hieß seine Tochter, streckte ihre schlanke Gestalt und sah den Vater von der Seite an. „Ich, wenn ich ein Mann wäre, wüßte es schon. Ich würde trotzen, und kämen die Soldaten des Kaisers, würde ich mich in der Stadt verschanzen und sagen: Wer es noch mit den alten Göttern hält und unser Vaterland liebt kann solchen Gesezen nicht folgen, welche den Christengott schützen. Überall würdest du dann als der größte Held im ganzen Reiche gefeiert werden.“

Auf Kuang-fu machten diese Worte wenig Eindruck. Er schien offenbar lieber ein lebendiger Feigling als ein toter Held sein zu wollen, denn er rang nur noch mehr die Hände und schluchzte. „Ach ja, ach ja! Aber ich kann es doch nicht tun, ich kann es doch nicht tun!“

Empört eilte Haope wieder hinaus. Der Mandarin aber ließ, als die erste Aufregung vorüber war und er seine Lage ruhigen Blutes überdacht hatte, den Oberanführer seiner Soldaten kommen und teilte ihm den neuen Erlaß der Regierung mit. Um ihn zur genauen Befolgung desselben anzuspornen, sprach er zu ihm ungefähr folgendes:

„Der Kaiser will es so, darum müssen wir seine Befehle vollziehen. Merke es dir: Wird einem Anhänger des gekreuzigten Fremdlings das Haus angezündet, so brennt auch das

deine und das deiner Eltern nieder. Für jeden Stockstreich, den einer deiner Leute einem Christen austheilt, erhältst du hundert auf die Fußsohlen und wenn einer von diesen ums Leben kommt, wirst du samt Weib und Kindern geköpft.“

Dieser Hinweis verfehlte seine Wirkung nicht. Der Anführer beugte sich unzähligmale zur Erde und versicherte, daß keinem Fremden ein Haar gekrümmt werden solle. Wir sehen, Kuang-fu besaß zwar wenig Mut gegen oben, umsomehr aber gegenüber seinen Untergebenen.

## II.

Einige Wochen nach dem geschilderten Auftritte kam Haope eines Tages erregt in das Schreibzimmer ihres Vaters gestürzt. „Da siehe nur Vater, was ist das nur für ein Lärmen, Schreien und Tam-Tamschlagen, so daß man nicht einmal seine Mittagsruhe halten kann? Wie kannst du nur das dulden? Schicke doch deine Soldaten hinab, daß sie die Leute vertreiben.“

„Das geht nicht, mein Mäuschen,“ versetzte der Alte. „Es sind Christen. Sie haben einen neuen Priester erhalten und bereiten ihm einen feierlichen Empfang.“

„Christen! Und immer wieder die Christen!“ stieß das Mädchen zornig hervor. „Sind denn unsere Götter abgesetzt, daß jetzt auf einmal dieser Christengott über uns regieren soll? Wenn dieser auch nur darnach wäre; aber er hat ja nicht einmal einen ordentlichen Tempel.“ Die Lippen Haopes kräuselten sich verächtlich. Sie maß eben wie die meisten ihrer Landsleute, die Würde einer Gottheit nach der Größe und Schönheit der zu ihrer Ehre errichteten Gotteshäuser, und die Christen in Kia-ting besaßen nur eine bescheidene Kapelle.

Drunten auf der Straße mit ihrem entsehlchen Pflaster, die zahlreiche Stangen mit Ankündigungen und in grellen Farben belexten Anschlagzetteln bedeckten, wogte indessen eine zahlreiche Menschenmenge dahin. Die Christen begleiteten unter Singen und Fauchzen den einziehenden neuen Missionar, welcher bisher längere Zeit auf einem der entlegensten Posten des Reiches gewirkt hatte. In einer Sänfte saß die ehrwürdige, weißbärtige Gestalt des Missionars, zu seinen beiden Seiten schritten zwei einheimische Priester, die ihm als Gehilfen beigegeben waren, und was immer von den eingeborenen Christen der Stadt sich rühren konnte, umringte jubelnd den neuen „Vater“. Wohl maßten vor manchen Häusern die Leute sie mit feindseligen Blicken, doch niemand wagte den Einzug derjenigen zu hindern, die erst kürzlich durch einen Erlaß der Regierung geschützt worden waren.

Haope war in das entlegenste Zimmer des Hauses geeilt, um den Zug nicht ansehen zu müssen.

Draußen wo die Stadt bereits ihr Ende nahm und die ärmsten

Leute wohnten, stand in einem ummauerten Hofraum ein ärmliches Häuschen. Das war die Wohnung des Missionars, daneben einige Räumlichkeiten für seine Gehilfen, zwei Häuschen für verwaiste Kinder und eine Schule, dann die Kapelle. Letztere unterschied sich von den andern Gebäuden nur dadurch, daß sie statt des Ölpapieres Glas in den Fenstern hatte. Sonst zeigte sich in allem die größte Armut. Der Boden bestand aus gestampfter Erde, die Einrichtung aus einem ärmlichen Altar, verrenkten schiefen Leuchtern, einigen vergilbten Bildern.

Doch auch hier thronte ja der eine wahre Gott, der auf dem Kreuze erhöht, alles an sich zu ziehen versprochen hatte. Auch dieses unglückliche, im ärgsten Heidentum schmachkende Volk wollte er liebevoll an sein heiligstes Herz ziehen, ihm die Segnungen seiner Heilslehre mitteilen, und der Missionar war hierzu sein schwaches Werkzeug. Diese Erwägung verlieh dem greisen Priester einen unnennbaren Trost, der die anfängliche traurige Stimmung beim ersten Anblick der großen Armut des Kirchleins bald verscheuchte.

Der Missionar kniete nieder und begrüßte zum erstenmal den hier wohnenden Heiland, während die Gemeinde ein Danklied für die Ankunft des neuen Glaubensboten sang. Mit einer Ansprache des Priesters endete die Andacht.

Haope kam in den folgenden Tagen aus dem Zorn und der Entrüstung über ihres Vaters Betragen nicht heraus. Der Missionar kam zu Kuang-fu und ward von diesem mit der zuvorkommendsten Höflichkeit empfangen. Der Mandarin überbot sich in endlosen Ehrenbezeugungen und zuletzt lud er den Missionar sogar zum Essen ein.

Kuang-fu hatte damals seine Absichten. Je zuvorkommender er sich dem Priester gegenüber benahm, ein um so schöneres Bild legte er sich bei seinen Vorgesetzten ein. Seine Befürchtungen, daß das Volk sich empören werde, trafen vorläufig nicht ein, darum bemühte er sich nur noch eifriger in der Begünstigung der Fremden.

Haope hätte vor Wut vergehen können. Sie hielt sich den ganzen Tag über in ihrem Zimmer versteckt. Aber es war, als ob sich heute alles gegen sie verschworen hätte. Als sie nur einmal über den Gang ging, begegnete ihr just der verhasste Fremde. Ihr finsterner Blick sprach, deutlicher als Worte, den tödlichen Haß aus, den sie gegen den Priester hegte. Dieser hob unmerklich die Hand und machte über die Jungfrau das Zeichen des heiligen Kreuzes. Doch wie von einer Schlange gestochen fuhr Haope zurück, und die landesübliche Höflichkeit vergessend, erhob sie gegen ihn drohend die Hand. Willst Du mich auch verzaubern, wie Ihr den Kaiser und die ganze Regierung beherrscht, Ihr roten Teufel? Doch wartet, die Rache kommt!“ zischte sie. Dann floh sie raschen Schrittes in ihr Zimmer zurück.

Seither sind wieder einige Wochen vergangen. Haope ist sich gleich geblieben in ihrem glühenden Hasse gegen die Fremden, oder vielmehr derselbe ist womöglich noch gestiegen beim Anblick der Begünstigungen, die ihnen Kuang-fu, der Mandarin, zuteil werden ließ. Nicht selten darob gab es heftige Auftritte zwischen ihr und dem Vater.

Eines Tages war Haope auf die Straße gegangen, um in die Pagode (Tempel) zu gehen. Da sah sie zwei Frauen des Weges kommen in einer Kleidung, wie sie Haope ihr Leben lang noch bei keiner Chinesin gesehen hatte. Die beiden trugen ein schwarzes faltenreiches Gewand, einen schwarzen dichten Schleier und unter demselben blendend weiße, steife, leinene Tücher. Die eine der Frauen trug in der Hand einen umfangreichen Korb.

Fest bleiben sie lauschend stehen. Aus einer armseligen Hütte ertönte ein entsetzliches Geschrei, wie wenn ein Mann und ein Weib heftig miteinander zankten. Im nächsten Augenblick erscheint der Mann unter dem Vorraum der Hütte, in der erhobenen Hand hält er einen Säugling am Kleidchen gefaßt; das Weib eilt ihm jammernd nach und sucht ihm vergeblich das Kind zu entreißen. Da wirft sie sich schluchzend vor ihm nieder, umfaßt seine Knie und bittet ihn in den rührendsten Tönen, ihr doch das Kind nicht zu nehmen.

„O mein armes Mädchen . . . mein herzliebes Mäuschen . . . nein, du darfst es mir nicht nehmen!“

„Unsinn! Nur reiche Leute können sich den Luxus vieler Mädchen gönnen. Wir haben ohnehin schon zwei solche Bälge im Haus,“ grölt der Mann.

„Wenn auch, ich will es doch ernähren! Ich will hungern, will mir die Hände blutig arbeiten, damit ich für mein liebes Mädchen die Aussteuer zusammenbringe.“

„Lächerlich! Du erwirbst dir nicht selbst dein armseliges Essen. Die Kleine muß in den Kinderturm. Ich kann kein Mädchen mehr brauchen.“ Damit schwang er das schreiende Kind herum. Erneutes Angstgeschrei des Weibes und zorniges Fluchen des Mannes.

Bei den Chinesen besteht die grausame Sitte, daß überzählige Kinder, besonders Mädchen, die den Eltern zur Last fallen, in den Kinderturm geworfen werden, wo sie elend zugrunde gehen.

Fest nähern sich die beiden Klosterfrauen, welche soeben Haopes Aufmerksamkeit erregt hatten, dem streitenden Ehepaar. „Ihr wollt das Kind in den Kinderturm werfen, o tut es nicht!“ baten sie.

Der Mann sah die beiden erboft an. „Was kümmert das Euch?“

„Schenkt es uns!“ versetzten die Klosterfrauen.

Jetzt wurde der Chineser mißtrauisch. „Was wollt Ihr mit dem Balg beginnen?“ brummte er.

„Wir werden es mitnehmen, aufziehen und ein gutes Menschenkind aus ihm machen,“ versetzte die ältere der beiden Klosterfrauen. Der Mann zögerte. Doch da kam seine Frau herbei, hörte, um was es sich handle und bestürmte nun gleichfalls ihren Mann, lieber den beiden Frauen das Kind zu geben, als es in den Kinderturm zu werfen. „Ihr könnt das Kind, so oft ihr wollt, besuchen und werdet sehen, daß es gut aufgehoben ist,“ warfen die Klosterfrauen dazwischen. Das Weib klatschte freudig in die Hände.

„O, da mußt du unser liebes Kind den Frauen geben,“ sagte sie zum Manne. Dieser zögerte noch immer.

„Kommt mit uns, dann werdet ihr sehen, daß wir nicht lügen.“ Auf diese Aufforderung der einen Klosterfrau entschloß sich der Chineser endlich, ihr das Kind zu geben und folgte mit seinem Weibe den beiden nach ihrer Wohnung.

Haopes Neugier war durch diesen Vorfall geweckt worden. Sie folgte gleichfalls in einiger Entfernung.

Fast am Rande der Stadt sah sie die vier Personen in einem Hofe verschwinden. Da die Türe nur angelehnt war, schlüpfte auch Haope hinein. Die andern waren eben in ein im Hofe befindliches Haus eingetreten, wohin die Tochter des Mandarins ihnen nicht zu folgen wagte. Indes gab es auch im Hofe genug zu sehen. Eine Schar kleiner Kinder im Alter von fünf bis zehn Jahren tummelte sich in demselben in munterem Spiel herum, die kleinen Schlihäuglein glänzten vor Freude und die Zöpfelein pflogen munter hin und her. Wie glücklich und zufrieden die Kleinen aussahen! Haope sah ihnen eine Zeitlang mit Vergnügen zu.

Plötzlich fuhr das Mädchen erschrocken zusammen. Aus der Türe eines anderen Gebäudes in demselben Hofraume trat eine würdige hohe Gestalt, in langem, dunklem Kleide mit weißem, wallendem Bart. „Das ist der fremde Priester, der mich im Hause meines Vaters verzaubern wollte,“ flüsterte Haope und versteckte sich eiligst in einer Nische der Mauer.

Mit lautem Jubel umringten die Kleinen den herankommenden Priester, haschten nach seinen Händen, die sie küßten und drängten sich um seinen Weg. Wie freundlich er sich mit ihnen unterhielt, ihre kleinen Anliegen anhörte, mit welcher Liebe die Kinder seine Hände gefaßt hielten! „Das muß doch kein Zauberer sein,“ denkt Haope, und wenn, dann ist er wohl ein guter.“ Sie erkennt, daß sie ihm Unrecht getan.

Jetzt deutet der Missionar nach der Kirche, welche die Mitte des Hofes einnimmt. Die Kinder lassen daraufhin ihre unermüdlichen Plappermäulchen ruhen und verschwinden nacheinander in dem länglichen Gebäude. Auch durch das Pförtchen,

das von der Straße hineinführt, kommen jetzt Leute herein, einzeln und in Gruppen, und treten gleichfalls in dieses Gebäude.

Haope überlegt eine Weile. Doch schließlich siegt die Neugierde über die weibliche Scheu und sie schließt sich den Eintretenden an.

Ein wenig enttäuscht sieht sie sich in dem ärmlichen Raume um. „Das ist wohl die Pagode des Christengottes,“ denkt sie bei sich. „Wie armselig! Gerade so mag auch die neue Lehre sein, die diese Fremdlinge gebracht haben.“

Das Bild über dem Altar erregt ihre Aufmerksamkeit. Wer mag wohl dieser erhabene freundliche Mann sein, der von diesem Bilde seine Arme ausstreckt? sinnt sie. „Wie liebevoll sein Angesicht ist! Und auf der Brust sieht man sein Herz, aus welchem Flammen hervorbrechen.“

Wenn sie auch in dem fremden Raume eine erklärliche Furcht überkommt, die Bild mutet sie dennoch so traut an, ganz anders als die gräulichen Götzenbilder in ihren Pagoden, vor denen sie sich immer fürchtet.

Nun kommt der Fremde, den sie schon im Hause des Vaters gesehen hat, heraus. Er ist in schöne Gewänder gehüllt und tritt zum Altare. Dort öffnet er den Tabernakel. Wie andächtig die Menge niedersinkt, wie ernst, erhaben und ergreifend die Lieder ertönen! Und Haope hat gemeint, Zeugin haarsträubender Dinge zu werden.

Ein goldenes Gefäß nimmt der Mann aus dem Schreine, den er vorhin geöffnet, Weihrauchwolken steigen empor.

Doch was geht auf einmal mit Haope vor? Ein unwiderstehliches Gefühl zwingt sie, gleich den übrigen in die Knie zu sinken. Ist's ihr doch, als träfe sie aus der Mitte jenes goldenen Gefäßes ein blendender Strahl, der ihr das Innerste durchdringt, wie ein Sonnenstrahl, erleuchtend die Finsternis ihres Herzens.

Sie liegt auf den Knien, sie will fliehen, denn ein unsägliches Bangen erfüllt sie und doch wieder verlangt sie's sehnlich, zu bleiben. Ein hilfeschender Blick nach dem anmutigen Bild, vertreibt jetzt die bange Furcht. Es ist ihr, als ertöne von dort der tröstende, einladende Zuruf: „Meine Tochter, schenke mir dein Herz!“

Sie bleibt bis zu Ende. Zuletzt tritt der Priester wieder hervor, die Kinder nähern sich ihm zutraulich, und er beginnt zu lehren. Doch was ist das für eine fremde, sonderbare Lehre? Haope versteht nicht alles, aber was sie versteht, erschüttert sie bis ins Innerste. Von dem Gottessohn hört sie erzählen, daß er aus Liebe zu den Menschen den schönen Himmel verließ, zur Erde niederstieg, ein armes Kindlein wurde, und am Kreuze gestorben ist, um uns frei und glücklich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

